

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Tomás Eloy Martínez

Purgatorio

Roman

Aus dem Spanischen von
Peter Schwaar

S. Fischer

Dieses Werk wurde im Rahmen des SUR-Programms
zur Förderung von Übersetzungen des Außenministeriums
der Republik Argentinien verlegt.

Die Originalausgabe erschien 2009

unter dem Titel ›Purgatorio‹

bei Alfaguara, Buenos Aires

© 2009 by Tomás Eloy Martínez

This edition published in agreement with the proprietor
through Casanovas & Lynch Agencia Literaria und
in Zusammenarbeit mit Michi Strausfeld, Barcelona-Berlin

Für die deutsche Ausgabe:

© 2010 S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Satz: pagina GmbH, Tübingen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-048925-8

Dreißig Jahre war Simón Cardoso schon tot, als Emilia Dupuy, seine Frau, ihm zur Lunchzeit im Speiseraum von Trudy Tuesday begegnete. In einer der Tischnischen im Hintergrund unterhielten sich zwei Unbekannte mit ihm. Emilia glaubte im falschen Film zu sein und zuckte zurück, wollte wieder gehen, wieder in die Wirklichkeit hinaus, aus der sie kam. Der Atem stockte ihr, die Kehle war trocken, und sie musste sich auf die Theke stützen. Sie hatte ihn ein Leben lang gesucht und sich diese Szene unzählige Male vorgestellt, doch jetzt, da sie sich abspielte, merkte sie, dass sie nicht darauf gefasst war. Ihre Augen wurden feucht, sie wollte laut seinen Namen rufen, zu seinem Tisch laufen und ihm um den Hals fallen. Doch ihre Kräfte bewahrten sie nur gerade davor, nicht mitten im Restaurant bewusstlos umzufallen und wie ein dummes Huhn Aufsehen zu erregen. Sobald sie konnte, steuerte sie auf die Nische neben der Simóns zu, setzte sich schweigend hin und wartete, dass er sie erkannte. Bis dahin würde sie Gleichgültigkeit vortäuschen und stumm bleiben müssen, auch wenn ihr das Blut in den Schläfen pochte und das Herz zum Mund herausdrängte. Sie winkte und bestellte einen doppelten Brandy. Sie musste sich beruhigen, gegen die Angst angehen, ihre Sinne könnten durcheinandergeraten wie bei ihrer Mutter. Manchmal ließen sie einige Sinne im Stich, versagte ihre Nase, verlor sie die Orientierung in Straßen, in denen sie sich im Schlaf zurecht fand, und hörte beim Zu-

bettgehen alberne Liedchen, von denen sie nicht wusste, wie sie in ihre Musikanlage gekommen waren.

Wieder schaute sie zu Simóns Nische hin. Sie wollte sicher sein, dass er es war. Sie sah ihn zwischen den Unbekannten, von vorn, wie er angeregt auf sie einsprach. Ein Zweifel war nicht möglich – es waren seine Gebärden, die Form seines Halses, das dunkle Muttermal unter dem rechten Auge. Überraschend war nicht nur, dass ihr Mann lebte. Noch unerklärlicher war, dass er nicht gealtert war. Er schien in seinen dreiunddreißig Jahren festgenagelt, und selbst die Kleider waren die von damals. Er trug die Twisthose, die niemand mehr zu tragen wagte, ein offenes Hemd mit ausladendem Kragen wie die von John Travolta in *Saturday Night Fever*, Koteletten und die Haare lang wie früher. Für Emilia hingegen war die Zeit auf natürliche Weise vergangen, und es wurde ihr allmählich unbehaglich in ihrem Körper. Augenringe und Gesichtsmuskeln verrieten eine Sechzigerin, während an ihm keine einzige Falte zu erkennen war. Unendlich oft hatte sie sich die Szene vorgestellt, wie sie ihm wiederbegegnen würde, und kein einziges Mal, kein einziges Mal war ihr das Problem des Alters und des Alterns in den Sinn gekommen. Diese zeitliche Inkongruenz zwang sie, die Situation zu überprüfen. Und wenn Simón zufällig wieder geheiratet hatte? Allein der Gedanke, er könnte mit einer anderen Frau zusammenleben, peinigte sie. In diesen ganzen Jahren hatte sie nie daran gezweifelt, dass er sie immer noch liebte. Er mochte Gelegenheitsbeziehungen gehabt haben, das würde sie verstehen, aber nach dem Leidensweg, den sie gemeinsam gegangen waren, würde sie nicht begreifen, wenn er sie ersetzt hätte. Die Situation war jedoch nicht mehr dieselbe. Jetzt könnte er ihr Sohn sein.

Sie betrachtete ihn erneut, eingehender. Es erschreckte sie, wie sehr er aus der Wirklichkeit herausfiel. Er sah

nur halb so alt aus wie dreiundsechzig. Ein Foto von Julio Cortázar kam ihr in den Sinn, aufgenommen in Paris Ende 1964, auf dem der zu Beginn des Ersten Weltkriegs Geborene auch wie sein eigener Sohn aussah. Vielleicht hatte Simón, wie Cortázar, einige feine Fältchen in der Haut, die nur von nahem zu sehen waren, aber auch was sie ihn am Nachbartisch hinter sich sagen hörte, war von herausfordernder Jugendlichkeit, selbst das Timbre seiner Stimme war das eines jungen Mannes, als ob er auf dem Laufband der Zeit gerannt wäre, ohne auch nur einen Tag voranzukommen.

Emilia fand sich damit ab, warten zu müssen. Sie schlug den Roman von Somerset Maugham auf, den sie mithatte. Mit dem Buch erlebte sie etwas Seltsames. Sie gelangte ans Ende einer Zeile und stieß auf eine Art Schranke, die ihr das Weiterlesen verwehrte. Nicht, weil Maugham sie gelangweilt hätte. Im Gegenteil, er unterhielt sie bestens. Etwas Ähnliches hatte sie mit der DVD-Fassung von *Der Tod in Venedig* erlebt. Kaum begann der Film richtig, Dirk Bogarde betrachtete verwirrt den schönen Jüngling Tadzio, wie er im Lido dem Meer entstieg, sprang das Bild zu den russischen (oder war es Deutsch?) Gesprächen der Badegäste und den Himbeerverkäufern am Strand zurück. Einen Augenblick vermutete Emilia, der Regisseur wiederhole die Plattitüden der Sommerfrischler, um eine weitere Lektion in kritischem Realismus zu erteilen, und versuchte, zur nächsten Szene zu gelangen. Doch sie kehrte zum Bild von Tadzio zurück, der das Meerwasser abschüttelte, kehrte hartnäckig immer wieder zum selben Akkord aus Mahlers Fünfter zurück. Zwei Tage später, als die Ausleihfrist fast abgelaufen war, legte sie abends die DVD noch einmal in den Player und gelangte bis ans tragische Ende. Sie wusste, dass die Ungeschicklichkeit mit dem Alter zunahm, vertraute aber

darauf, dass sich das mit ein wenig mehr Aufmerksamkeit ausgleichen ließ.

Die Stimmen der Männer im Nachbarabteil regten sie auf. Sie wollte sich einzig auf die von Simón konzentrieren, und alles, was sie davon ablenkte, war unerträglich. In einem Restaurant, in dem selten etwas anderes zu hören war als der schleppend-näselnde Akzent von New Jersey, mischten die beiden Männer Fachjargon und skandinavische Ausrufe in ihr derbes Amerikanisch. Sie erwähnten die Vektoren des Programms MicroStation, das auch bei Hammond verwendet wurde, wo sie arbeitete. Ganz zusammenhanglos wiederholte einer der Unbekannten Lektionen, die man in den ersten Kartographiestunden lernt. Karten, sagte er, sind unvollkommene Kopien der Wirklichkeit, die auf planen Flächen etwas beschreiben, was eigentlich Rauminhalte, bewegte Wasserläufe, erodierende Berge, Gesteinslawinen sind. Karten sind schlecht geschriebene Fiktionen, fuhr er fort. Zu viel Information und keine Geschichte. Früher, das waren noch echte Karten: Wo nichts war, schufen sie Welten, was man nicht wusste, stellte man sich vor. Die Afrikakarte von Buonsignori, könnt ihr euch erinnern?, fuhr der Mann fort, mit den Königreichen Canze, Melinde, Zaflan, reine Erfindungen. Dem Zaflan-See entsprang der Nil und so. Statt den Wanderer zu orientieren, brachten sie ihn vom Weg ab. Die Unbekannten sprangen von einem Thema zum anderen, ohne den Sturzbach einzudämmen. Emilia erinnerte sich an die Karte von Buonsignori. Hatte sie davon geträumt, oder hatte sie sie in Florenz oder im Vatikan gesehen? Die Stimmen brachten sie durcheinander. Sie schnappte die Worte nicht vollständig auf. Sie gelangten zerrissen, in Fetzen an ihr Ohr. Ein Satz, der gerade Sinn bekommen wollte, wurde von Feuerwehrautos oder vom Klagelaut der Krankenwagen unterbrochen.

Der Mann mit der heiseren, verbrauchten Stimme sagte, sie dürften keine Zeit verschwenden, sie sollten endlich über die Expedition zu den Kaffeeklubben diskutieren. Was für eine Verrücktheit, Kaffeeklubben, dachte Emilia. Ein ganz unbedeutendes Inselchen im Nordwesten von Grönland, Ultima Thule, wo alle Winde der Welt ins Verderben abwehten. Wir müssen die Expedition so bald wie möglich organisieren, wiederholte der Heisere. In Kopenhagen nimmt man an, höher im Norden gebe es noch eine weitere Felseninsel. Sollte es keine geben, hindert uns nichts daran, sie uns auszudenken.

Let's think more about that, let's think more, unterbrach sie Simón. Emilia erschrak. Sie erkannte seine Stimme, aber in dem, was er sagte, blieben nur wenig Merkmale des einstigen Simón. Der da sprach fließend Englisch, artikuliert sorgfältig die Schlusskonsonanten, *think, let's*, in einer britischen Diktion, unerreichbar dem Gatten, der nie in der Lage gewesen war, auch nur Handbücher in einer Fremdsprache zu lesen.

Was macht einen Menschen zu dem, was er ist? Nicht die Musik seiner Sprache oder ihre Holprigkeit, nicht die Linien des Körpers, nichts Sichtbares. Mehr als einmal hatte sie sich etwas vorgemacht, wenn sie auf der Straße Männern hinterherlief, die Simóns Gang hatten oder einen Rasierwasserduft in der Luft zurückließen, der sie an seinen Nacken erinnerte, und wenn sie sie dann von vorn sah, war sie untröstlich. Warum gibt es nicht zwei identische Menschen, warum merken die Toten nicht einmal, dass sie gestorben sind? Der Simón, der drei Schritte von ihrem Tisch entfernt sprach, war derselbe wie der vor dreißig Jahren, aber nicht der von vor zehn Minuten. Etwas an ihm veränderte sich allzu schnell, als dass sie ihn hätte einholen können. Er entwischte ihr erneut, um Himmels willen, oder war eher sie es, die ihn ver-

lor? Verlass mich nicht noch einmal, Simón, Liebster. Ich werde nie mehr von deiner Seite weichen. Ich werde dich nicht allein gehen lassen. Die wahre Identität der Menschen sind die Erinnerungen, beruhigte sie sich. Ich erinnere mich an sein ganzes Gestern, als wäre es jetzt, sagte sie sich, woran er sich von mir erinnert, wird weiterhin zu seinem wirklichen Wesen gehören. Erinnerung dich daran, bring es mit, verlier es nicht.

Emilia stand auf, blieb vor ihm stehen und schaute ihm entschlossen in die Augen.

Lieber, mein Liebster, wo warst du?

Er lächelte ihr ohne Verwirrung oder Überraschung zu, schaute zurück und verabschiedete sich von den Skandinaviern. Dann blickte er Emilia an, als hätte er sie am Vortag gesehen.

Wir müssen reden, nicht wahr? Gehen wir raus.

Er gab keine einzige Erklärung ab, fragte nicht, wie es ihr gehe, was sie in diesen ganzen Jahren erlebt hatte. Keine Spur von dem höflichen, aufmerksamen Simón, mit dem sie gelebt hatte. Emilia zahlte den Brandy, hakte ihren Mann unter und ging mit ihm auf die Straße hinaus.

Seit Jahren war jede von Emilias Handlungen eine Vorbereitung auf den Moment, da sie Simón wiedersehen würde. Sie bemühte sich, elastisch zu bleiben und so schön zu sein, wie sie noch nie gewesen war. Dreimal wöchentlich ging sie ins Fitnesscenter, und sie hatte noch immer straffe Muskeln, außer um die Hüften und im Gesicht, wo die Fettansammlung unmöglich zu kontrollieren war. Seit sie nach Highland Park in New Jersey gezogen war, hielt sie an einer strikten Routine fest. Diese Routine erschien ihr weise: Mahlzeiten und Duschen immer zur selben Zeit, das Verfolgen der Minuten, wie sie

kamen und gingen, so, wie die Liebe gekommen war, um wieder zu gehen. Manchmal träumte sie nachts von der verlorenen Liebe. Sie hätte diese Träume gern vermieden, aber gegen etwas Unwirkliches war nicht anzukommen. Vor dem Einschlafen sagte sie sich immer wieder: Nur was wirklich ist, hat Sinn.

Bei Hammond hatte sie vierzig Minuten fürs Mittagessen, obwohl ihr eine halbe Stunde vollauf genügt hätte. Die anderen Kartographen verzehrten ihre mitgebrachten Sandwiches in der Schutzlosigkeit der Büros und vergnügten sich damit, die Vektoren zu verlegen: imaginäre Flüsse, die dem Verlauf von Central Park West folgten, Eisenbahnlinien zwischen den Ausfahrten 13A und 15W des Turnpike von New Jersey. Mehr als einmal hatte sie gesehen, wie sie ihre Häuser in ferne Bezirke versetzten, ans Ufer lauwarmer Meere, denn ein Kartograph kann, wenn er will, die Richtung der Welt verändern.

Auch sie hatte mit zwölf Jahren die Karte einiger Städte im Relief gezeichnet und dabei die schräge Vogelperspektive imitiert. Wo die Häuser niedrig waren und der Boden gleichförmig, erfand sie gotische Kathedralen und zylindrische Berge, in deren Flanken der Wind Gesimse und Arabesken meißelte. Die breiten Geschäftsstraßen machte sie zu venezianischen Kanälen mit kleinen gebogenen Brücken über den Dächern, und in den Gärten der Kirchen öffnete sie unerwartete, von Kakteen gekräuselte Einöden, ohne Vögel oder Insekten, nur eine Prise Tod, die die Luft austrocknete. Die Karten hatten sie gelehrt, die Logik der Natur in die Irre zu führen, Illusionen zu schaffen, wo die Wirklichkeit am unüberwindlichsten schien. Vielleicht hatte sie, als sie an die Universität kam, nach langem Schwanken zwischen Geisteswissenschaften und Architektur aus diesem Grund der Kartographie zugeneigt, obwohl sie die zylindrischen Projektionen von

Rand McNally und die Wahrnehmung von Mikrowellen nur schwer verstand. Als Studentin war sie begabt fürs Zeichnen, aber in den Berechnungen unbeholfen. Sie brauchte neun Jahre, um abzuschließen, was Simón, den sie heiraten würde, in sechs geschafft hatte.

Sie lernte Simón in einem Kellerlokal der Avenida Pueyrredón kennen, wo die Gruppe Almendra vor einem andächtigen Publikum mit den modernen Schlagern aufwartete, »Papieraugenmädchen«, »Anna schläft nicht«, »Gebet für ein schlafendes Kind«. Kaum berührten Emilias Finger zufällig die Simóns, spürte sie, dass sie in ihrem Leben keinen anderen Mann mehr brauchen würde, denn in ihm hatten alle Männer Platz; obwohl sie damals noch nicht einmal wusste, wie er hieß und ob sie ihn irgendwann wiedersähe. Eine bloße Berührung der Finger, und das hatte Wärme, Erfüllung, Glück bedeutet, das Gefühl, schon oft erlebt zu haben, was sie tatsächlich zum ersten Mal erlebte. In diesem unbekanntem Körper befand sich die Karte ihres Lebens, die Darstellung des Universums, so, wie sie sie in einer taoistischen Enzyklopädie von 150 v. Chr. gelesen hatte: »Das runde Haupt ist das Himmelsgewölbe, die Füße sind die Erde, das Haar die Sterne, die Augen sind Sonne und Mond, die Augenbrauen der Große Bär, die Nase ist ein Gebirge, die vier Gliedmaßen sind die vier Jahreszeiten, und die fünf inneren Organe sind die fünf Elemente.«

Nach dem Konzert schlenderten sie ziellos durch Buenos Aires. Simón nahm sie wie selbstverständlich bei der Hand, als konnte er sie seit eh und je. Erschöpft gelangten sie zu einem Lokal, doch das wollte gerade schließen, und es dauerte lange, bis sie ein anderes fanden. Emilia rief zweimal ihre Mutter an, um ihr zu sagen, sie solle sich keine Sorgen machen. Es wunderte sie nicht zu entdecken, dass sie beide Kartographie studierten und dass

Karten sie nicht als Broterwerb interessierten, sondern eher als Codes, dank denen sie Gegenstände mittels ihrer Abbilder erkennen konnten. Das war selten bei jungen Leuten von gerade einmal fünfundzwanzig Jahren, einem Alter, wo man niemandem gleichen will, und sie fanden es erstaunlich, dass sie einander glichen. Es überraschte sie auch nicht, beim Schweigen zu erraten, was der andere dachte. Emilia hatte nichts zu verbergen, aber sie schämte sich, über sich selbst zu sprechen. Wie sollte sie erklären, dass sie immer noch Jungfrau war? Die meisten ihrer Freundinnen waren verheiratet und hatten Kinder. In einige Kameraden des Gymnasiums hatte sie sich flüchtig verliebt, zwei oder drei hatten sie geküsst und ihre Brüste berührt, aber als sie weitergehen wollten, hielt etwas Emilia zurück: der zu starke Atem, die schwelenden Furunkel, die fettigen Haare. Simón dagegen empfand sie wie eine Erweiterung des eigenen Körpers, und sie hätte sich schon am ersten Abend ausziehen und mit ihm schlafen können, wenn er sie darum gebeten hätte. Daran schien er jedoch nicht einmal zu denken. Er interessierte sich für sie auf Grund dessen, was sie sagte und was sie war, obwohl sie ihm noch kaum etwas über sich erzählt hatte. Er schien erpicht darauf zu sprechen. In seiner Jugend war er mit einigen Mädchen gegangen, nur weil er dachte, das gehöre sich so. Keine hatte er glücklich gemacht, und auch er konnte nicht glücklich werden, bis er drei Jahre zuvor eine Liebe erlebt hatte, die er für endgültig hielt.

Ich habe sie fast genauso kennengelernt wie dich, sagte er. Wir sind im Parque Centenario zu einem Konzert von Almendra gegangen, und als Spinetta »Papieraugenmädchen« sang, habe ich den Refrain wiederholt und ihr in die Augen geschaut: »Lauf nicht weiter, bleib bis zum Morgengrauen.«

Bei dieser Masche solltest du bleiben.

Mit der Zeit hat dieses Lied seinen Charme verloren, und jetzt ist es bloß noch Kitsch. Aber bei diesem Mädchen hat es eingeschlagen. Alles lief so gut, dass wir sogar zusammenziehen wollten. Monatelang haben wir darüber nachgedacht. Wir hätten uns viele doppelte Kosten ersparen können.

Ihr habt es ja wohl nicht nur wegen des Sparens tun wollen.

Natürlich nicht. Wir waren füreinander geschaffen, das dachte ich. Wir haben im selben Büro gearbeitet, Karten und Graphiken für Zeitungen gezeichnet. Damals wurden Graphiken gut bezahlt. Meine Familie lebte in Gálvez, zwischen Santa Fe und Rosario, und ihre kam aus Patagonien, aus Rawson. Wir waren beide allein in Buenos Aires und hatten sehr wenig Freunde. Eines Abends rief ihr Vater an und bat sie heimzukommen. Die ältere Schwester hatte Lymphknotenkrebs, ein Hodgkin-Lymphom, und einen Rückfall erlitten. Die Chemotherapie schwächte sie, jemand musste sie pflegen. Ich ging mit zum Busbahnhof, um mich von ihr zu verabschieden. Sie weinte bitter bis zum Einsteigen, und ich weinte ebenfalls. Sie versprach, mich anzurufen, wenn sie dort wäre, und zurückzukehren, sobald die Behandlung vorbei wäre, in zwei, drei Wochen. Ich war tieftraurig, als wäre die Welt untergegangen. Am nächsten Tag rief sie mich nicht an und auch den ganzen Monat nicht. Ich wollte zu ihr fahren, wusste aber nicht, wie ich sie finden konnte. Damals war Rawson für mich ein beinahe unerreichbarer Ort, wie auf einem anderen Planeten. Allein in meiner Fünfzig-Quadratmeter-Wohnung zu bleiben war unerträglich. Ich vertrödelte meine Zeit auf der Straße, las in Cafés und irrte herum bis zur Erschöpfung. Es waren die ersten Wochen nach Peróns Rückkehr aus seinem

langen Exil, ständig gab es Demonstrationen. Und trotzdem kam mir Buenos Aires menschenleerer vor denn je. Ich fiel in eine solche Depression, dass ich nicht weiterwusste, sobald die Cafés schlossen. Vor lauter Zerstreutheit machte ich auf der Arbeit viele Fehler, und ich wäre sicher gefeuert worden, hätte es nicht so wenig Graphikzeichner gegeben. Schließlich hielt ich das Schweigen nicht mehr aus und ging zum Fernsprechamt Ecke Corrientes und Maipú, wo ich mich mit sämtlichen Familien ihres Namens in Rawson verbinden ließ. Es waren nur sechs, und keine hatte je etwas von ihr gehört. Das fand ich merkwürdig, wo es doch ein Nest ist, in dem sich fast alle kennen. Ich wartete einen weiteren Monat, umsonst. Ich erhielt keine Briefe oder sonstigen Nachrichten, gar nichts. Da bat ich im Büro um Urlaub und fuhr aufs Geratewohl nach Patagonien. Ich stellte mir vor, wenn ich erst in Rawson wäre, würde ich sie sicher bald finden. Die Busfahrt dauerte zwanzig Stunden und führte über eine ebene, öde Straße, die mir wie die Verkörperung meines Ziels vorkam. Kaum angelangt, machte ich mich auf die Suche nach ihr. Ich ging in die Krankenhäuser, sprach mit Onkologen, suchte in den Listen der Verstorbenen. Niemand wusste etwas.

Es macht mich ganz verzweifelt, dir zuzuhören, sagte Emilia.

Das ist noch nicht alles. Abends erkundigte ich mich in den Kneipen. Ich setzte mich hin, bestellte ein Bier und ließ in den Jukeboxes immer wieder »Papieraugenmädchen« laufen, im Irrglauben, die Melodie zöge sie an. Eines Abends erzählte ich meine Tragödie einem Wirt und zeigte ihm das Foto, das ich in der Brieftasche hatte. Ich glaube, die hab ich in Trelew gesehen, sagte er. Warum probieren Sie es nicht mal dort? Trelew war eine größere Stadt vierzehn Kilometer westlich, und die Leute wirkten

argwöhnischer. Ich unternahm dieselben Schritte wie in Rawson, aber diesmal fragte ich auch in den Gefängnissen nach. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich in den umliegenden Dörfern dasselbe tat, in Gaiman, Dolavon, Puerto Madryn. Als ich nach Buenos Aires zurückkam, hatte ich schon die Illusion, sie würde mich erwarten. Ich habe sie nie wiedergesehen.

Du wartest noch immer auf sie.

Nicht mehr. Es kommt ein Moment, wo du dich damit abfindest zu verlieren, was du verloren hast. Du spürst, dass es dich losgelassen hat, aus deinem Leben herausgefallen ist und dass nichts mehr so ist wie früher. Ich erinnere mich an sie, klar, aber ich wache nicht mehr mitten in der Nacht auf und frage mich, ob sie wohl krank ist, oder mit einem anderen zusammen, oder tot. Manchmal zweifle ich daran, dass es sie überhaupt gegeben hat. Ich weiß, dass ich sie nicht erfunden habe. Ich habe immer noch eine ihrer Blusen, ein Paar Schuhe, ein Schminktäschchen, zwei Bücher von ihr. Sie hieß ebenfalls Emilia.

Zwei Jahre später heirateten sie. Simón gab die Arbeit für die Zeitungen auf und stieß zum Kartographenteam des Automobilklubs, bei dem Emilia seit einigen Monaten arbeitete. Sie waren glücklich, so, wie Emilia sich das Glück vorgestellt hatte. Ungezwungen unterhielten sie sich über Themen, bei denen anderen Paaren mulmig geworden wäre, und um dieses gegenseitige Vertrauen herum bauten sie ihre häusliche Ordnung auf. Im Sex fand sie nicht denselben Genuss wie ihre Freundinnen angeblich, aber sie ließ sich nichts anmerken und vermutete, die Lust werde von allein kommen.

Erst als auch er sie dann auf einer Reise nach Tucumán verlor, begann sie das Schuldgefühl zu quälen, ihn nicht glücklich gemacht zu haben. Sie verspürte eine schmerzli-

che Eifersucht auf die andere Emilia, die Simón vielleicht immer noch suchte. Es gab Nächte, in denen sie mit dem Gefühl erwachte, der ganze Körper des Ehemanns befinde sich in ihr und erforsche die tiefsten Höhlungen bis zum Hals hinauf. Es war eine so reale Lust, dass sie ihr die Tränen in die Augen trieb. Dann stand sie auf und nahm eine Dusche, aber wenn sie wieder ins Bett ging, blieb der Geist des geliebten Körpers ihrem Innersten eingepägt.

Ihn dreißig Jahre später wiederzufinden brachte sie durcheinander. Früher, als sie ihn noch suchte, hatte sie sich immer vorgestellt, wenn sie erst einmal wieder zusammen wären, würde sich sogleich von neuem die gemeinsame Routine einstellen und sie würden weiterleben, als wäre nichts geschehen. Aber jetzt trennte sie eine Art Abgrund, umso tiefer, als Simón keinen Tag älter geworden war, während auf ihr ihre gut sechzig Jahre lasteten.

An diesem Morgen war Emilia ohne Vorahnungen aufgestanden. Es bereitete ihr Vergnügen, sich im Bett noch ein wenig zu räkeln und mit sich allein zu sein, ehe sie zur Arbeit aufbrach. Das war der schönste Moment des Tages. Nach dem Duschen schminkte sie sich hingebungsvoll, obwohl sie wusste, dass sie es nur für sich tat. Im Verlauf der Stunden verschwand der Lippenstift allmählich, und von den Wimpern bröckelte in winzigen Körnchen die Tusche ab. Einmal wöchentlich verbrachte sie mindestens eine halbe Stunde beim Frisör, um sich auf den gefilten Nägeln ein neues Muster anbringen zu lassen. Das letzte war ein Mosaik aus orangen und violetten Rhomben gewesen; vor zwei Tagen wurde es von diskreten hellblauen Wellen abgelöst. Ihr Frühstück bestand aus Toast und Kaffee, dazu las sie die Schlagzeilen der *Home News*. Ihre einzige Freundin war Nancy Frears, die Bibliothe-

karin von Highland Park. Chela, ihre jüngere Schwester, lebte mit ihrem Mann und den drei Kindern im texanischen San Antonio, und obwohl sie sich zu den Geburtstagen und zum Thanksgiving-Donnerstag anriefen, hatten sie sich seit Jahren nicht mehr gesehen. Als man sie vor zwei Jahren im Sommer an einem Leistenbruch operierte, war es Nancy und nicht Chela gewesen, die bei ihr blieb, ihr beim Duschen half und die Wohnung sauber hielt. Natürlich hätte sie zu verwandteren Geistern in Beziehung treten können, doch sie mochte das Leben, das sie lebte, nicht ändern. Zwei, drei Geographen der Rutgers University hatten sie, als sie sich im Zug nach Manhattan begegneten, ins Kino und zum Abendessen eingeladen. Sie unterhielt sich gern mit ihnen im Zug, aber nicht mehr. Sie fand, einen Film mit jemandem zu teilen sei fast, wie mit ihm das Bett zu teilen. Im Kino weinen, seufzen die Leute, stülpen ihre Gefühle nach außen. So weit durften die Rutgers-Geographen sie nicht kennen. Mit Nancy dagegen war ihr das einerlei. Ihre Gesellschaft war wie die einer Katze oder eines Kissens. Da Emilia für sie zudem ein unerreichbares Ideal an Feinheit verkörperte, spürte Nancy, dass sie bei ihr immer etwas lernte, auch wenn ihr Emilia Gedichte vorlas, die sie nicht verstand, oder sie in die kleinen Säle des Village-Kinos mitnahm, um sich die japanischen Klassiker von Mizoguchi anzusehen.

Nancys Lieblingsvers war eine Zeile von Ezra Pound, die sie zufällig in der Bibliothek gelesen hatte und deren verborgener Sinn, den sie in seiner Musik erriet, sie anzog: *Wie »bin ich hereingekommen«? War ich nicht du und Du?* Auch das englische Original war rätselhaft: *How »came I in«? Was I not thee and Thee?* Sie bat Emilia, ihr beim Entzählen behilflich zu sein, und sie brauchten nicht einmal die Abfolge der Wörter zu ändern, um ein wenig Klarheit

zu bekommen. Was beeindruckt dich an diesem Vers?, fragte Emilia. Das, was nicht gesagt wird, was aber zwischen den Worten des Gesagten zu erraten ist. Manchmal war die Freundin gar nicht so dumm.

Nancy hatte eine öde Ehe überlebt. Sid Frears, ihr Verstorbener, war Klebstoffverkäufer gewesen und hatte sie immer monatelang allein gelassen. Nach fünfzehn Jahren war er an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben. Nancy hatte nicht das geringste Interesse, ein neues Leben zu beginnen. Sie hatte eine Versicherung geerbt, die, in den Jahren der Hochkonjunktur zu einem festen Zins angelegt, einen jährlichen Ertrag von zweiundzwanzigtausend Dollar abwarf. Sie beschloss, nicht zu arbeiten. Ihre einzige Beschäftigung war freiwillig: Samstags von neun bis drei und dienstags sowie donnerstags von zehn bis vier saß sie in der Ausleihe der Bibliothek. Wozu brauche ich einen Job?, sagte sie. Um nicht allein zu sein? Zu denen gehöre ich nicht, Millie. Ich genüge mir selbst. Ich lese jede Woche *People*, höre die Beach Boys, und wenn ich einen fahren lassen will, lass ich einen fahren, und keiner sagt was.

Mehr als einmal ertappte Emilia sie dabei, wie sie Simóns Foto auf ihrem Nachttisch betrachtete. Sie verglich ihn mit Sid und schüttelte den Kopf. Du hast dich bestimmt sehr gut amüsiert mit ihm, nicht wahr, Millie? *Was he good in bed?* Emilia hätte ihr gern erzählt, sich den Sex mit Simón vorzustellen sei besser, als ihn gelebt zu haben, doch das würde sie niemandem sagen, niemandem – sie sagte es nicht einmal sich selbst. Manchmal, wenn sie vom Bingo zurückkamen, betrachtete Nancy Simóns breite Stirn, seine hellen, ehrlichen Augen, die kräftige Nase.

Er gleicht Clint Eastwood in *Dirty Harry*, findest du nicht, *Honey?* Wenn er nicht gestorben wäre, würde er Clint Eastwood in *Die Brücken am Fluss* gleichen.

An dem Freitag, an dem sie ihm beim Lunch im Trudy Tuesday begegnete, war Emilia wie jeden Tag Punkt sieben Uhr aus dem Haus gegangen. Sie brauchte höchstens vierzig Minuten von ihrer Wohnung in der North Fourth Avenue in Highland Park zum Stammhaus von Hammond im Industriegebiet Springfield. Sie umging tunlichst die unvermeidlichen Unfälle auf dem Weg und die unversehens auf einer Strecke von zwei Meilen niederprasselnden Gewitter, nach denen wieder eine strahlende Sonne schien. Wie die Taxifahrer fuhr sie mit dem Radiosender 1010 AM, der über Verkehrsunfälle informierte.

Der Vorort war endlos und immer gleich, und wenn sie sich ablenken ließ, wie es ab und zu vorkam, landete sie, eh sie sich's versah, in den Einkaufskomplexen, in denen sich halbkreisförmig Filialen von Wal-Mart, Pep Boys, Pathmark und Verizon Wireless ausbreiteten, unter einem Himmel mit den immer gleichen Wolken und Vögeln, die genau gleich krächzten. Nur das Laub der Walnussbäume zeigte Phantasie und fiel im Herbst anders.

Manchmal döste Emilia im Büro, während auf dem Bildschirm die Farben einer Karte, die Druckprioritäten, die Namenmasken erschienen, beim Gedanken an Simón ein, den sie nicht hatte sterben sehen. Schon der Tod des geliebten Menschen erzeugt reichlich Zerstörung. Wie viel mehr also erst ein Tod, von dem man nicht weiß, ob es ein Tod war? Wie das verlieren, was man noch gar nicht gefunden hat? Einen Schimmer einer Antwort hatte sie in dem Gedicht gelesen, das Idea Vilariño dem Mann widmete, der sie verlassen hatte: *Ich bin nur noch ich/für immer, und du/wirst für mich/nicht mehr/sein als du. Du bist nicht mehr/an einem künftigen Tag/ich werde nicht wissen, wo du lebst/mit wem/noch ob du dich erinnerst./Du wirst mich nie umarmen/wie in jener Nacht/nie./Ich werde dich nie wieder berühren./Ich werde dich nicht sterben sehen.*

Als man ihr Jahre zuvor erzählt hatte, eine Gruppe Geographen werde zwei Winter in Nuuk in Grönland verbringen, um die Erderwärmung auf einer Karte festzuhalten, stellte sie sich vor, Simón sei bei dieser Expedition dabei. Es war eine dumme Phantasie, aber einige Monate lang hatte sie ihr Trost gebracht. In das Heft, in dem sie ihre Gefühle festhielt, schrieb sie an diesem Tag einen Satz, der sie immer noch schmerzte: »Wenn er zurückkäme, könnte ich ihn sterben sehen.«

Beim Prozess gegen die Offiziere der Militärdiktatur sagten drei Personen aus, sie hätten in einem Hof des Polizeipräsidiums von Tucumán Simóns Leiche mit Folterspuren und einem Einschussloch zwischen den Augen gesehen. Emilia befand sich in Caracas und wusste nicht, ob sie dieser Nachricht Glauben schenken sollte oder nicht. Die Zeugen wirkten glaubwürdig, aber ihre Versionen waren unterschiedlich. Im Moment der Verhaftung war sie mit ihrem Mann zusammen gewesen und hätte etwas Gegenteiliges bestätigen können: Man habe sie irrtümlich festgenommen und nach zwei Tagen wieder freigelassen, ihn zwei Stunden eher. Simóns Unterschrift stand zweifelsfrei im Austrittsbuch der Wache. Und Dr. Orestes Dupuy, ihr Vater, hatte die Geschichte beim Militärgouverneur persönlich bestätigt.

Für Emilia war dies eine Wahrheit, an der es nichts zu deuteln gab. Da sie daran glaubte, rührte sie sich monatelang nicht aus ihrer Wohnung in San Telmo fort, sondern wartete, dass unversehens ihr Mann sie anriefe. Damals verspürte sie eine erbarmungslose Leere, verfolgte durchs Fenster das Verstreichen der Stunden, lernte die Konturen der gegenüberliegenden Häuser und die sich jenseits der Vorhänge bewegenden Silhouetten auswendig. Der Vater bestand darauf, dass sie in den Familiensitz zurückkehrte, doch Emilia wollte die Ordnung der Dinge wie zu

Simóns Zeiten bewahren, als sie morgens in den Automobilklub zur Arbeit fuhren und sich nach der Rückkehr ums Abendessen kümmerten, ohne je zu vergessen, dass es zwei waren, die sich an den Tisch setzen würden.

Ab und zu erhielt sie verwirrende anonyme Briefe von Leuten, die Simón in Bogotá oder Mexiko gesehen haben wollten und Geld für weitere Informationen verlangten, oder Anrufe, die die Geschichte seines Todes wiederholten. Diese widersprüchlichen Nachrichten raubten ihr den Schlaf. Sie war weiterhin verliebt wie ein dummes Huhn und, was schlimmer war, wusste, dass es eine sinn- und gegenstandslose Liebe war. Fast ein Jahr nach Simóns Verschwinden, als man kaum noch von ihm sprach, beschloss sie nach langem Zögern, zur Zerstreuung ins Kino Iguazú zu gehen und sich *Ein besonderer Tag* anzusehen, Ettore Scolas Film über eine Mutter von sechs Kindern und einen homosexuellen Radiosprecher, die sich Liebe schenken, so gut sie eben können, in einem schmutzigen Haus, dessen Insassen alle weggegangen sind, um der Parade zu Ehren Hitlers anlässlich seines Rom-Besuchs 1935 beizuwohnen. Nach einer knappen Stunde Vorstellung fiel die Klimaanlage aus. Es war ein schwammig-feuchter Tag, und die Bilder kamen wie Dampfschwaden aus dem Projektor, so dass sie ganz unreal wirkten. Die Luft im Saal war nicht mehr zu atmen, und man vernahm Geziße und Getrappel. Einige Zuschauer trollten sich. Eine Frau, die offenbar gerade erst gekommen war, setzte sich so heftig neben Emilia, dass ihr die Handtasche zu Boden fiel. Während sie sich vorbeugte, um sie aufzuheben, flüsterte sie ihr zu: Dein Mann ist zusammen mit meinem in Tucumán ermordet worden. Meiner ist bei der Folter draufgegangen. Deinem haben sie fünf Kugeln in die Brust gejagt und dann den Gnadenschuss zwischen die Augen. Wir können nicht so weitermachen, als wäre

nichts geschehen. Ich glaube dir nicht, sagte Emilia. Du bist eine subversive Sau. Ich bin gekommen, um dir einen Gefallen zu erweisen, insistierte die Frau. Ich will nichts von dir. In diesem Land sind wir ja alle schon tot. Die Lichter gingen aus und die Klimaanlage an, und der Film begann noch einmal von vorn. In der hinteren Reihe zischte jemand. Die Frau stand auf und verschwand in der Dunkelheit. Emilia wechselte den Platz und blieb bis zum Ende des Films steif im Kino sitzen.

Mehr als einmal hatte sie ihren Vater sagen hören, die – bereits dezimierten – Subversiven verkauften jede denkbare Geschichte, bloß um die Leute für ihre Sache zu gewinnen. Die Unbekannte war eine von denen, und obwohl Emilia keinen Zweifel daran hatte, dass sie sie belogen hatte, blieb ihr das Bild von Simón, der wie ein Hund dalag, noch lange im Gedächtnis haften. Sie musste ihn sich immer wieder vorstellen mit dem Einschussloch in der Stirn, von Fliegen und dem Ruß der verbrannten Blätter der Zuckerfabriken beschmutzt. Diesen Gedanken nahm sie überallhin mit, als wäre ihr ganzes Wesen in diese tote Person eingetaucht, bei der niemand Wache gehalten hatte. Doch sie war sicher, dass Simón noch am Leben war. Vielleicht war seine Erinnerung ausgelöscht, oder er lag in irgendeinem Krankenhaus und konnte sich nicht melden.

Drei Tage später wurde sie von einem Anruf geweckt.

Ich bin Ema, sagte eine verstellte Stimme.

Was für eine Ema?

Die Ema, die dich im Kino aufgesucht hat.

Ah du, brachte Emilia nur heraus. Was du mir gesagt hast, stimmt nicht. Ich habe noch einmal den Polizeirapport gelesen. Mein Vater hat die Tatsachen bestätigt.

Die Stimme wurde schrill und sarkastisch:

Und du glaubst deinem Vater? Wenn es nach dem

ginge, kämen wir nie aus dieser ozeanischen Scheiße raus. Da gibt es Tausende Frauen wie dich und mich. Ehemänner, die verschwinden, Kinder, die nicht wiederkommen. Wir verlieren zu vieles.

Simón lebt. Uns, die wir in nichts verwickelt sind, tun sie nichts. Ich habe niemand verloren.

Aber selbstverständlich hast du etwas verloren. Du wirst dich den Rest deines Lebens fragen, warum dein Mann nicht auftaucht. Und wenn du dann zur Überzeugung gelangst, dass er tot ist, wirst du dich fragen, wo man ihn verscharrt hat. Ich will wenigstens die Knochen meines Mannes küssen können.

Zitternd hängte Emilia auf. Sie wusste nicht, was sie davon halten sollte. Als sie wenige Tage zuvor im Bus nach Hause gefahren war, hatte eine Frau ein Flugblatt auf ihren Rock fallen lassen. Sie sah aus wie eine Bettlerin, und Emilia beachtete sie nicht weiter. Sie wollte den Zettel zurückgeben, doch die Frau stieg an der Ecke aus und verlor sich in der Menge. Zerstreut las sie einen Abschnitt: »Weitere tausendfünfhundert bis dreitausend Menschen sind insgeheim massakriert worden, nachdem verboten worden ist, über Leichenfunde zu informieren.« Das waren Niederträchtigkeiten. Alle Zeitschriften behaupteten, die Exilierten verleumdeten das Land. Dieses Flugblatt war der Beweis dafür. Sie zerriss es und warf es zu Boden.

Diesen Vormittag arbeitete sie in der Kartographieabteilung des Automobilklubs mit einer Unruhe, die sie ersticke. Sie empfand tiefen Groll gegen diese Ema. *Dein Vater ist ein Scheißkerl*. Wie konnte sie so etwas sagen? Niemand stellte Dr. Dupuys Integrität in Frage. Selbst General Perón hatte ihn noch auf dem Totenbett gelobt: »Lest Dupuy«, hatte er gesagt. »Keiner hat meine Amtshandlungen so treffend interpretiert wie er. Und nicht

nur die meinen – er ist der beste Interpret sämtlicher Regierungen gewesen.«

Seit 1955 publizierte ihr Vater eine Zeitschrift für den privaten Umlauf, die von einflussreichen Menschen verschlungen wurde: *La República*. Jedes Wort war von vertrauenswürdiger Quelle diktiert und diente als Kompass, um sich vor Abwertungen des Pesos zu schützen und die Anzeichen der unbezähmbaren Inflation frühzeitig wahrzunehmen. »Wenn man sich nach *La República* richtet, ergeben sich nur gute Geschäfte«, bestätigten die lachs-farbenen Seiten ausländischer Blätter. Die Zeitschrift kündigte nicht nur Militärputsche im Voraus an, sie war auch der Wind, der sie antrieb. Dr. Dupuy verfasste sämtliche Bekanntmachungen, die Demokratie mit Dekadenz identifizierten und das nationale Wesen verherrlichten. Er erklärte nie, ob dieses Wesen wechselte oder immer dasselbe blieb, noch woraus es bestand. Die Regierungen folgten einander, und das nationale Wesen ging von einer Hand in die nächste über, ohne sich zu verändern.

In dem großen alten Haus in der Calle Arenales, wo Emilia geboren wurde, war der Vater eine ehrfurchtgebietende Figur, die selten mit ihr oder ihrer Schwester Chela sprach. Er strich ihnen übers Haar, erkundigte sich nach der Schule, und wenn sie krank waren, schaute er manchmal in ihr Zimmer herein, um sich mit den Ärzten zu unterhalten. Vor ihm wirkte sogar die Mutter noch wie ein kleines Mädchen.

Ende März 1976 zeichnete Emilia eben eine Karte des San-Rafael-Gletschers, als sie im Radio hörte, die Militärjunta habe beschlossen, das Land umzukrempeln, die Wirtschaft zu reformieren und natürlich das nationale Wesen zu schützen. Sie kündigte einen unerbittlichen Krieg gegen das subversive Verbrechen und diejenigen an, die ihre Mitarbeit verweigerten. Argentinien sollte

homogen sein. Für Andersdenkende, Gleichgültige und Abweichler gab es keinen Platz.

Drei Tage vor der bereits so genannten »Revolution« legte Emilia dem Vater abends die Liste ihrer Hochzeitsgäste auf den Schreibtisch; er bat sie, den Papierkorb in den Ofen zu entleeren und alles zu Asche zu verbrennen. Am Boden des Korbes blieb ein Blatt mit handgeschriebenen Notizen haften, und als Emilia es löste, las sie die ersten Zeilen: »Was bliebe von Argentinien ohne Schwert und Kreuz? Wer wollte es auf sich nehmen, in die Geschichte einzugehen, weil er das nationale Wesen eines dieser beiden Pfeiler beraubte?« Als sie mit dem Papierkorb zurückkam, gab ihm Emilia das vor dem Feuer gerettete Blatt.

Vergiss, was du gesehen hast, tadelte sie der Doktor, ohne aufzublicken.

Das mit dem nationalen Wesen hat mir gefallen.

Gefallen? Red nicht so leichtfertig daher. Das ist ernst, dramatisch. Das nationale Wesen ist in Gefahr, und nur die Waffen können es retten. Dieses Land ist katholisch und militärisch. Es ist westlich, und es ist weiß. Wenn du das *und* vergisst, verstehst du nichts – er machte eine verächtliche Handbewegung. Aber du verstehst sowieso nichts. Denk lieber über deine Pflichten als Gattin nach.

Emilia und Simón heirateten am 24. April, einen Monat nach dem Putsch, in der Kirche Nuestra Señora del Carmen. In Erwartung eines Attentats wurde der Zeitpunkt der Zeremonie zweimal verschoben. Statt durch die Vorhalle betrat sie die Kirche am Arm des Vaters von der Sakristei neben dem Altar aus. In den Betstühlen der ersten Reihe saßen Simóns beide Schwestern, die an diesem Morgen aus Gálvez gekommen waren und tief ausgeschnittene, mit purpurroten Pailletten besetzte Kleider, hochhackige Schuhe und breitkrepfige rosa Hüte tru-

gen. Sie bewegten den Kopf wie Rebhühner, stolz auf ihren ausladenden Busen. Vor dem Bekreuzigen feuchteten sie Zeigefinger und Daumen mit der Zunge an und rezierten lauter als der Geistliche *Amen, amen*.

Als sie nach der Zeremonie zu ihm traten, um ihn zu küssen, sagte er, er sei glücklich und sie sollten ihn nicht allein lassen. Sie mochten aber den Bus nicht verpassen und entflohen, Schuhe und Hüte in der Hand. Auch Emilia und Simón blieben nicht allzu lange auf dem kleinen intimen Fest der Dupuys. Sie hatten ihnen eine Wohnung in Palermo zur Verfügung gestellt, deren Balkone zum Wald hinausgingen. Das Kaminfeuer brannte, und auf dem Plattenspieler lagen LPs der Beatles und von Sui Generis. Emilia liebte *Michelle* und bat Simón immer wieder, das Lied abzuspielen.

Als sie sich vor dem Feuer hinlegten und Simón sie auf den Hals küsste und mit den Fingerspitzen nach ihren Brüsten tastete, erstarrte sie. Kalter Schweiß nässte ihr die Bluse. Andere Male, noch vor kurzem, hatte sie sich hingebungsvoll liebkosen lassen und seine Hände in den Slip geführt, damit er die Feuchtigkeit ihres Verlangens spüre. Dann hatte sie das Gefühl, auch die Lippen da unten sprächen und der ganze Körper gebe laszive Sätzchen von sich, aber in dieser Hochzeitsnacht hatte sich ihre Vagina verschlossen, und die Schenkel waren Glassäulen.

Du brauchst nicht nervös zu sein, das macht doch nichts, sagte Simón. Lass uns einfach so daliegen und noch etwas Musik hören. In dieser Wohnung gibt es drei Schlafzimmer. Wenn du lieber allein bist, können wir in getrennten Betten schlafen. Es ist ja nur eine Nacht. Wir haben noch alle Nächte des Lebens vor uns.

Ich möchte weiter *Michelle* hören, sagte Emilia. Ich fühle mich gut. Es ist nur die Nervosität. Das geht wieder vorbei. Ich bin nervös, weil ich dich zu sehr liebe.

In den folgenden Jahren sollte sie sich oft an diesen heuchlerischen Satz erinnern. Paare sagen sich die ganze Zeit heuchlerische, verbrauchte Sätze. Es stimmte, dass sie Simón in diesem Moment liebte, aber ihre Liebe war unwichtig. Das einzige Gefühl, das sie wirklich beherrschte, war die Ungewissheit, als ob sich die Welt aus ihrem Leben zurückzöge und keine Substanz, kein Geruch oder keine Landschaft noch dieselben wären wie vorher.

Ich mag *Michelle* nicht mehr hören, korrigierte sie sich. Es macht mich traurig.

Du bist traurig?

Nein, wie kommst du drauf? Das Lied ist traurig.

Um diese Zeit lief im Fernsehen eine Humorsendung, und Simón sagte, wenn sie sich auf etwas anderes statt auf sich selbst konzentrierten, könnten sie sich vielleicht wieder so fühlen wie vorher als Liebespaar. Sie könnten sogar vergessen, dass sie allein wären. Er schaltete die Musik aus und den Fernseher an. Es erschien die Totale eines sehr blassen Komödianten, der eine enge schwarze Badehose trug. Er saß in einem Käfig auf einem Haufen Stroh und zeigte seine trostlos hervorstehenden Rippen. Aus den Ställen, die man im Hintergrund erkennen konnte, stiegen Gebrüll und Geheul auf. So war der Komödiant zwar der sichtbare, aber der am wenigsten attraktive Teil eines zoologischen Spektakels – die Menschen gingen verächtlich an ihm vorbei, ohne ihn anzuschauen, und nur an den Löwen und Affen interessiert. Dazu veränderte sich im Rhythmus an- und ausgehender Lichter der Kalender des Hungerns auf der Tafel vor dem Käfig: *Schon 35 Tage*, *Schon 40 Tage* usw.

Simón machte sie darauf aufmerksam, dass sie eine komische Version von Kafkas Erzählung *Ein Hungerkünstler* sahen. Immer wenn das Licht anging, näherten sich dem Hungerkünstler weniger Leute. Die Besucher mieden sei-

nen Käfig und machten einen Umweg, um die Tiere dahinter zu betrachten. »Holt mich hier raus! Quält mich nicht!«, rief der Schauspieler. Die Lichter gingen aus, und nach dem schwarzen Aufblitzen auf dem Bildschirm erschien eine weitere Tafel: *Schon 62 Tage*, untermalt von einem lachenden Chor aus der Konserve. Simón, der an die Erzählung dachte, sagte zu Emilia, in Kafkas Version sei der Hungerkünstler stolz auf seinen Rekord und bleibe in seinem Käfig, weil er nicht gern esse. Seltsamerweise entwickelte dieses Programm eine noch kafkaeskere Variante. Am Tag 73 trat ein Wärter hinzu, untersuchte verächtlich das feuchte Stroh, stocherte mit einer Stange nach dem Komödianten und hielt, da er ihn nicht sah, die Ohren ans Gitter. Eine kindliche, fast unhörbare Stimme war aus dem Stroh zu vernehmen: »Holt mich hier raus! Ich verschwinde langsam!« Und wieder hörte man den Lachchor. Schließlich fuhr ein Lastwagen mit einem ungeduldigen Panther vor. »Da haben wir einen leeren Käfig«, sagte der Fahrer. »Machen wir ihn sauber für dieses Tier.« Von dem nicht vorhandenen Parkett aus versuchte man ihn zu warnen: »Nein! Hier nicht! Da ist ein Hungerkünstler!«, aber andere Stimmen übertönten sie: »Doch, doch, bringt den Panther dahin! Er soll ihn auffressen!« Der Lastwagenfahrer stemmte die Arme in die Hüften und sagte: »Und der Hungerkünstler? Ich will ihn sehen!« Dann öffnete er den Käfig, ergriff eine Heugabel und warf das schmutzige Stroh auf den Erdboden. Die Kamera zoomte auf ein Häufchen welches nasses Heu, aus dem winzig wie eine Ameise der Hungerkünstler auftauchte: »Zertretet mich nicht«, schrie er mit so schriller, so ungreifbarer Stimme, dass nur die Fernsehmikrophone sie einfangen konnten. »Zertretet mich nicht, ich bin ein Verschwundener!« Der Sketch endete, als sich eine riesige Schuhsohle unerbittlich auf den Komödian-

ten senkte, während das Publikum in Applaus und Gelächter ausbrach.

Die Komödie machte sie noch trauriger. Zum Schlafen entschieden sie sich für getrennte Zimmer, und sie wünschten einander leidenschaftslos eine gute Nacht. Um zehn Uhr mussten sie einen Flug nach Recife nehmen, von wo aus sie in einer zweiwöchigen Kreuzfahrt die brasilianische Küste hinunterfahren würden. Das war das Hochzeitsgeschenk des Vaters.

Sie waren schon mehrere Tage auf See, als sie am Mittagstisch erfuhren, dass sich der Schauspieler des Sketchs aus eigenem Antrieb bei Publikum und Behörden entschuldigt hatte. »Ich mache geschmacklose Scherze«, hatte er gesagt. »Aus Geistlosigkeit trage ich zu den Diffamierungskampagnen gegen unser Land bei. Ich bin unwürdig, unter Ihnen zu leben. Wir Argentinier sind Leute des Friedens, und ich habe diesen Frieden nicht respektiert. Scherze über die Verschwundenen arbeiten der Subversion in die Hände.« Einer der Schiffsoffiziere hatte in einer Nachrichtensendung die Reueszene gesehen und erzählte sie bei Tisch. Der arme Mann hatte tiefe Augenringe, als wären sie ihm aufgemalt worden, sagte er. Scheinheiliger Mistkerl, Scheißneger, bemerkte die ältere, stark geschminkte Dame neben ihm. Leute dieses Schlages verdienen es nicht zu leben. Wenn ich ein Mann wär, würde ich keinen einzigen am Leben lassen. Alle aßen schweigend weiter.

Das Gefühl falscher Liebe, das Emilia in der Hochzeitsnacht gehabt hatte, verschwand am nächsten Tag wie durch ein Wunder in der unbequemen Koje des Schiffs, das von Recife ablegte. Als Simón beim Unterbringen der Koffer in der Kabine mit den Händen ihren Bauch streifte, verspürte sie das Feuer der Erregung, das sie seit ihrer ersten Menstruation tief in sich bewahrt hatte. Endlich konnte sie sie

ohne die Ziererei der Jungfräulichkeit und des katholischen Schuldgefühls stillen. Sie legte sich aufs Bett und bat Simón, ihr ein für alle Mal das verflixte Hymen zu zerreißen. Doch Simón hatte nicht dieselbe Eile. Er wollte jede Minute ausdehnen, in langsame Stückchen des Verlangens zerlegen, mit sämtlichen Sinnen in Emilias Körper eintreten. Lass uns langsam machen, mein Schatz, sagte er. Es ist das erste Mal für dich. Sie war ungeduldig und verstand nicht, warum ihr Mann die Penetration hinauszögerte. Nicht langsam, jetzt, drängte sie. War das christlich? Nichts wünschte sie sich in diesem Moment so sehr, wie verletzt, verunstaltet, zerstückelt zu werden. Als sie ein kleines Mädchen von sieben oder acht Jahren war, hatte ihr die Köchin erzählt, entjungfert zu werden sei wie sterben. Sie würde denselben Schmerz wie im Tod empfinden, aber mit diesem Schmerz begännen alle Lüste Gottes.

Sie überließ Simón die Initiative, der sie entkleidete und zum ersten Mal das rosa Muttermal auf ihrer rechten Gesäßbacke entdeckte, rund wie eine Zehn-Centavo-Münze, und sich bei dem kleinen Fältchen Orangenhaut aufhielt, das auf einem der Schenkel erschienen war. Alles, weil sie noch immer Jungfrau war – hatte sie sich gesagt –, mit ihren ganzen Jahren noch Jungfrau und schon Zellulitis, und er leckte die sanfte, fast unsichtbare Flaumlinie, die vom Nabel zur Mitte ihres Wesens hinunterführte. Sie hatte die Augen geschlossen, als er, ebenfalls nackt, mit der Zunge ihre Lippen öffnete und sich in ihrem Speichel verfang. Sowie sie seinen Duft und seine Sanftheit spürte, ging ihr Herz durch, noch nie hatte es so sehr gepocht, und sie dachte, allzu lange würde sie das nicht aushalten, doch es schlug noch heftiger, als Simón mit der Zunge zwischen ihre Schenkel drang.

Da nicht, sagte sie. Es ist salzig. Er hob den Kopf und lächelte ihr von unten zu: Wie weißt du, dass es salzig ist?

Und ohne auf sie zu hören, versenkte er sich in ihre Tiefen, bis ihn die angeschwollenen inneren Lippen gefangen nahmen. Jetzt, bitte, stöhnte Emilia. Gib es mir jetzt, bitte. Sanft drang Simón in sie ein, bahnte sich einen Weg zum Hymen, das geschmeidiger war, als er angenommen hatte. Er hörte ein kurzes Wimmern, und der Schwindel der Ejakulation beherrschte ihn.

Es tut mir leid, sagte er. Ich wollte, es hätte das ganze Leben gedauert.

Macht nichts, beruhigte sie ihn. Wir können es gleich noch einmal tun.

Es hat dir wehgetan. Du blutest.

Das ist gutes Blut. Morgen werde ich nichts mehr spüren. Und wie du gesagt hast – wir haben das ganze Leben vor uns.

Nach einer Weile rückte Emilia zu ihm hin und küsste ihn auf den Hals und hinters Ohr. Wortlos nahm sie seinen Penis und liebte ihn sanft.

Ich kann nicht, sagte Simón. Dieses Tier führt ein Eigenleben. Es kann stundenlang so sein, schlafend, weich.

Mach dir keine Sorgen. Denk nicht. Du wirst schon können.

Simón wühlte im Gepäck, zog einen Kassettenrekorder hervor und drückte auf Play. In mangelhafter Aufnahmequalität entströmten dem Gerät einige wenige Akkorde, ganz schlicht und mit äußerster Reinheit gespielt, die keiner anderen Musik auf dieser Erde glichen.

Wenn ich allein bin, erregen mich Keith Jarretts Improvisationen. Mit dir müssten sie mich doppelt erregen.

Es ist wunderschön, bestätigte Emilia. Er improvisiert, sagst du?

Von A bis Z.

Das ist zu perfekt. Er muss die Melodie im Gedächtnis gehabt haben.

Nein. Das war seine Entdeckung. Jarrett ging in die Kölner Oper ohne die geringste Vorstellung, was er tun würde. Nach einer Woche, ein Konzert nach dem anderen, war er müde, und es überraschte ihn selbst, dass ihm die Musik nur so zuströmte. Bis dahin war er ein großer Jazzpianist gewesen, aber von diesem Abend an schuf er ein einmaliges Genre. Seine Musik ist ein Kontinuum, ein Absolutum. Das Husten im Saal, das Knacken des Instruments, nichts ist vorbereitet. Bach oder Beethoven mögen vergleichbare Galaxien geschaffen haben, improvisierte Harmonien, die jetzt durch die Nacht der Zeiten schwimmen, aber nichts davon hat überlebt. Darum hat Jarrett etwas gemacht, was sich nie wieder ereignen wird. Nicht mit denselben Tönen, nicht auf diese Art. Sein Abend in der Kölner Oper wird sich nie wiederholen können. Nicht einmal er selbst könnte das. Es ist ein vergängliches Konzert, entstanden, um in diesem Moment zu leben und zu sterben. Es wird zu einem Gemeinplatz werden, einer Trivialität für Verliebte wie wir. Und für die menschliche Spezies ist es von nun an unverzichtbar.

Sie lagen auf dem Bett, nackt, entspannt. Nach sieben Minuten begann Jarrett zu stöhnen, als vögelte er mit dem Instrument. Simóns Glied blieb ungerührt.

Lass es mich versuchen, sagte Emilia.

Sie liebte ihn mit einer Hand weiter, während sie sich mit der anderen langsam selbst liebte. Nach einer Weile entrang sich ihr gemeinsam mit Jarrett ein Stöhnen.